

als sie das Haus verließ, um ein Geschenk zu kaufen. Sofort fielen ihr die Blicke auf: Die Menschen starrten sie an wie eine Geisteskranke. Leicht verwirrt betrat sie eine Konditorei und wunderte sich, dass der Händler sofort hinter ihr die Tür verschloss. «Wie sind Sie denn aus dem Haus gekommen?», fragte er sie irritiert. «Wieso? Was meinen Sie?» Plötzlich sah sie sich selbst auf der verspiegelten Wand. Sie riss die Augen auf, stieß einen Schrei aus und schlug sich mit beiden Händen auf den Kopf. Aber da war sie, die Gesetzesbrecherin, bereits in der Moschee an der Ecke gemeldet worden. Der Bäcker schickte seinen Lehrling, um ihr ein Kopftuch zu holen. Sekunden später stand ein junger Milizionär vor ihr. Meine Mutter entschuldigte sich wortreich, sie hatte Glück, wieder einmal, und trotzdem zitterte sie am ganzen Leib, war benommen von ihrem eigenen Schlag auf den Kopf. Der Schrecken und das Gefühl, zutiefst schuldig zu sein, begleiteten sie noch lange Zeit. Ihre Haare waren eine ernste, große Straftat.

Auswanderer packen ihre Geschichten ein und nehmen sie mit. Keiner fängt am neuen Ort von vorne an – weil niemand *wirklich* alles zurücklassen kann. Wir sind physisch getrennt von den Orten, die uns geformt haben, aber wir geben sie niemals auf. «Mutterländer sind Burgen aus Glas», schreibt die britisch-türkische Schriftstellerin Elif Shafak. «Um sie zu verlassen, muss man etwas brechen – eine Mauer, eine soziale Konvention, eine kulturelle Norm, eine psychologische Barriere, ein Herz. Was du zerbrochen hast, wird dich verfolgen. Emigrant zu sein bedeutet also, für immer Glasscherben in der Tasche zu tragen.» Ja, es stimmt: Wir vergessen die winzigen Scherben einfach, wir haben große Pläne, wir streben nach vorne. Aber wenn wir die Scherben berühren, schneiden wir uns an ihnen, bei der kleinsten Berührung fügen sie uns Schmerz zu. Sie sind immer da, und sie werden uns niemals verlassen, auch wenn wir uns mit aller Macht und Entschlossenheit abgewendet haben von den Dummheiten und Grausamkeiten und Absurditäten des verlassenen Ortes.

Manchmal packen wir die Scherben aus und setzen sie zusammen. Als ich anfang, die Geschichten dieses Buches zu sammeln und aufzuschreiben, kam mir immer wieder die eigene Geschichte in Erinnerung. Eine Freundin drückte mir schließlich die Zeichnung eines iranischen Karikaturisten in die Hand und sagte: «Das bist du. Das ist deine Familie.» Das Motiv zeigt drei Menschen, Mutter, Vater, Kind. Sie verlassen einen Ort, sie wenden sich ab, gehen gebückt, wie gegen einen aufziehenden Sturm. Sie sind dicht aneinandergeschmiegt, um nicht weggeweht zu werden, das Hab und Gut und die Erinnerungen sind verstaubt in einem Proviantstasche am Stock. Den Stock trägt der Vater aber nicht über der Schulter, er hält ihn nicht mit der Hand, nein, der Stock steckt fest, er ist wie ein Speer in seinen Rücken gerammt, an dem eine Wunde klafft. Das kleine Kind, das seine Hand hält und in die Welt stolpert, bin ich.

«Es reicht nicht mehr, uns aus der Ferne zu betrachten. Es reicht auch nicht mehr, nur physisch hier zu sein. Es reicht nicht mehr, in ein bisschen Landeskunde und Exotik einzutauchen», sagt mir ein Freund, als ich über die Notwendigkeit eines Buches über den Iran spreche. Im Zeitalter der sozialen Medien, sagt er, könne sich jede und jeder mehr denn je mit dem Iran beschäftigen und selbst aus der Ferne so tief wie noch nie in das Land eintauchen. «Aber es geht um mehr als das», sagt er. Ihr dort drüben müsst mitfühlen. Eure Komfortzone verlassen. Ihr müsst unsere Einsamkeit spüren. Ihr müsst unseren Schmerz sehen und ertragen. Ihr müsst euch Dingen nähern, die wie ein Platzregen in euer Gesicht peitschen und euch aus den Angeln heben. Ihr könnt euch umdrehen und wegschauen – aber was auch passiert, niemand kann die Wahrheit über das, was mit uns geschieht, aufhalten.»

Wenn man mich fragen würde, was mich am meisten erschrocken hat beim Zuhören und bei der Recherche für dieses Buch, dann ist es nicht die Tatsache, dass im Iran für einen nichtigen Grund Haft, Folter oder Hinrichtung möglich sind. Nein, das ist die Realität dieses Landes, seit über vier Jahrzehnten. Erschreckend ist vielmehr, dass einerseits die Wut auf das politische System wächst – «Unsere Wut ist dabei, größer zu werden als

eure Macht», lautet ein mittlerweile geflügelter Protestspruch – und andererseits so wenig bis nichts von dem, was im Iran täglich passiert – Hausdurchsuchungen, gezielte Schüsse auf friedliche Demonstranten, Inhaftierungen von Frauenrechtlerinnen, Streiks und Proteste –, es in die westliche Öffentlichkeit schafft. Diese Unverhältnismäßigkeit zwischen der Tragik der Ereignisse vor Ort und dem Fehlen der Schlagzeilen und Diskussionen hier verursacht bei vielen Menschen im Iran ein Gefühl des absoluten Alleinseins und der Ohnmacht. Das Gefühl, unsichtbar zu sein. Der Eindruck, dass ein iranisches Menschenleben nichts wert sei – nicht einmal einen Bericht –, erzeugt eine tiefsitzende Frustration, die in meinen Gesprächen immer wieder auftaucht.

Also versuche ich, den Stimmlosen eine Stimme zu verleihen. Jenen zuzuhören, die an den Rand gedrängt worden sind, zum Schweigen gebracht, verlassen wurden, bevor sie sich erhoben. Ich höre Frauen zu, die kämpfen. Wann haben Sie, liebe Leserinnen und Leser, ihnen das letzte Mal zugehört? Sie wollen gehört und gesehen werden, ausdrücklich auch hier, weit weg vom Schauplatz ihrer Tragödie. Sie wollen, dass wir uns mit ihnen und ihrem Leben beschäftigen. Mehr als je zuvor suchen sie den Kontakt und den Austausch mit den Frauen jenseits ihrer Grenzen. Was macht der tägliche Kampf mit diesen Frauen? Welche Opfer bringen sie?

Die Feindschaft gegen Frauen gehört zu den politischen Grundpfeilern der Islamischen Republik Iran. «Wenn die islamische Revolution kein anderes Ergebnis haben sollte als die Verschleierung der Frau, dann ist das per se genug für die Revolution», hatte der Revolutionsführer Chomeini einst gesagt. Sein Staat kann mit seinen Erzfeinden ins Gespräch und in Verhandlungen treten – aber nicht mit den Iranerinnen. Die politischen Machthaber haben mehr Angst vor den Frauen als vor ihren ideologischen Gegnern. Über die Frau kontrolliert das Regime die Gesellschaft. Wenn es einen tiefgreifenden Wandel im Iran geben sollte, wird er auf die Frauen zurückgehen, die Jahrzehnte dafür Opfer brachten, ohne sich einschüchtern zu lassen. «In rechtlicher Hinsicht sind die Frauen die größten Leidtragenden im über vierzig Jahre währenden Experiment der Islamischen Republik. In politischer Hinsicht haben die Frauen diesem

Regime den größten Schaden zugefügt», bringt es die iranische Anwältin und Menschenrechtlerin Mehrangiz Kar auf den Punkt.

Die Interviews mit den Frauen, deren Geschichten in diesem Buch versammelt sind, fanden jeweils über mehrere Tage statt, zwischen Herbst 2020 und Sommer 2021. Entweder habe ich mit ihnen per Videoanruf gesprochen, in der Küche oder im Wohnzimmer, zuweilen während sie kochten, rauchten, Umzugskartons auspackten und so gekleidet waren, wie sie sich in der Öffentlichkeit nie zeigen dürften. Manchmal bekam ich kleine, zerknüllte, eng beschriebene Zettel aus dem Gefängnis. Oder ich konnte die Frauen zu Hause besuchen. Sie sind verschleiert oder unverschleiert. Sie leben in Maschhad, im äußersten Nordosten des Landes, am Kaspischen Meer, sie leben in Teheran oder an der Grenze zu Pakistan und Afghanistan. Manche sind in die Türkei geflohen, von dort weiter nach Belgien, Slowenien, Kanada oder in die USA. Die Einblicke, die sie mir gewährten, sind oft von schonungsloser Offenheit. Wo zu befürchten ist, dass ihre Interviews unmittelbare Auswirkungen auf die Haft haben oder zur Strafverfolgung ihrer Angehörigen führen könnten, habe ich auf Details verzichtet. Ich vergebe keine «Haltungsnoten» für die Protagonistinnen. Ich bewerte nicht, wo andere sofort dem Schubladendenken verfallen. Ich zeige, wo der Kampf für Menschlichkeit in einen politischen Kampf mündet. Die politische und gesellschaftliche Ordnung, gegen die diese Frauen kämpfen, lenkt gerne von ihrem eigenen Versagen ab, indem sie ihre Kritikerinnen moralisch abwertet und vernichtet. An diesem zynischen Propagandaspiel, denke ich, können sich nur die Feinde der Demokratie beteiligen.

Jede Protagonistin – ob Tochter eines Klerikers, Journalistin, Ingenieurin, Studentin, regierungsnaher Angestellte oder Mutter und Geschiedene – hat eine Entwicklung in der Gesellschaft angestoßen, ein Nachdenken ausgelöst, ist zum Vorbild geworden, im Kleinen wie im Großen. Als Frauen stehen sie an der vordersten Front des Widerstands gegen Unrecht. Als – größtenteils – Vertreterinnen der unteren Mittelschicht sind sie diesem Unrecht noch intensiver ausgesetzt, steht für sie noch mehr auf dem Spiel. Sie sind in ihrem Denken weiter, als jede

höfliche Reformerin es sein könnte – sogar wenn sie selbst noch an Reformen glauben. Sie sind nicht Teil der Machtelite, sondern stehen ihr gegenüber. Sie haben das Regime in seinem Wesen kennengelernt, erkannt und an einem bestimmten Punkt innerlich überwunden. Und schließlich sind die Heldinnen dieses Buches nur wenige von unzähligen, deren Geschichten der Welt erzählt werden müssen.

Womit wir abschließend beim politischen Grundvokabular wären. Kein Bericht über den Iran kommt ohne die Unterscheidung zwischen «Reformern», «moderaten» oder «pragmatischen Konservativen», «Hardlinern» oder «Ultrakonservativen» aus, wenn es darum geht, die politische Arena des Landes von links bis rechts und den Machtkampf um die Identität des Iran zu beschreiben. Die politischen Gruppierungen und ihre wechselnde Beteiligung an der Regierung ermöglichten es dem Regime, dem Rest der Welt die Illusion einer lebendigen Demokratie zu vermitteln – mit Millionen von Wählern. Als ob diese Wahlen frei und fair wären, als ob eine echte Alternative bestünde. Mitnichten.

Eine der wichtigsten Trennlinien verläuft zwischen «prinzipientreuen Hardlinern», angeführt vom Obersten Führer Chamenei, und «Pragmatikern» oder «Moderaten», an deren Spitze lange der ehemalige Präsident Hassan Rohani stand. Erstere glauben an die strikte Einhaltung der Ideale der Revolution von 1979: islamische Sitten im Inneren, Widerstand nach außen. Letztere stellen wirtschaftliche Interessen vor revolutionäre Ideologie – eine Politik nach chinesischem Modell.

Wohl am schillerndsten ist die Gruppe der «Reformer». Mit der Ära der «Reformen» ist die zivilgesellschaftliche Öffnung unter dem ersten, von 1997 bis 2005 regierenden Reformerpäsidenten Mohammad Chatami gemeint, der Demokratie und Theokratie für vereinbar hielt – obwohl sein Vorbild, Revolutionsführer Chomeini, über die Demokratie rein gar nichts Gutes zu sagen hatte. Die heutigen Reformer gehörten zu den radikalsten Kräften in den ersten Jahren der Revolution und beteiligten sich mit Eifer an der Demontage der Frauenrechte. Im Gespräch mit mir bezeichneten manche sich selbst im Rückblick als «schlimmer als die Taliban». Ich fragte